

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (3 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

# Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlw. Post-Agenten.

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 156.

Berlin, Freitag den 29. Dezember

1837.

### Frankreich.

#### Naparte's Depeschen aus Ober-Italien.

(Nach dem United Service Journ.)

Groß ist der Unterschied zwischen einer bloßen Biographie — mag sie nun von dem Helden selbst geschrieben oder das Werk seiner Freunde und Bewunderer seyn — und zwischen einer Korrespondenz, die während eines langen, thätigen, wildbewegten Lebens in verschiedenen Ländern und in jedem Wechsel des militairischen Glückes geführt worden. Hier kann der Verfasser nichts verschweigen, nichts zurückhalten — hier ist keine Entstellung von Thatsachen möglich. Die Instructionen kommen gerade so ungeschmückt ans Licht, wie sie in einer Bauerhütte oder bei dem Feuer eines Bidouacs niedergeschrieben worden. Die Aarube des Helden, wenn er sich in kritischen Lagen befindet, offenbart sich eben so rückhaltlos wie sein stolzes Selbstgefühl, wenn er eine Siegesnachricht erteilen kann.

Die gedruckten Korrespondenzen der beiden großen Feldherren unserer Zeit, die sich in England und Frankreich einander gegenüber standen, sind mehr als jede Biographie und jede Sammlung von Denkwürdigkeiten geeignet, uns von ihrer wahren Gesinnung, von den Motiven ihres Handelns ein treues Bild zu geben. Die Korrespondenz Napoleon's, welche 1819 in Paris gedruckt wurde, entfaltet uns neben seinem militairischen Genies und allseitigen Scharfblick überall auch jenen unerschütterlichen Ehrgeiz, dem Patriotismus und Begeisterung für die höheren Interessen der Menschheit nur als Maske dienten, während aus den Depeschen Wellington's der wahrhaft redliche Zweck und die echt patriotische Gesinnung des Herzogs am unzweideutigsten hervorgehen.

Die Korrespondenz Napoleon's beginnt mit dem Frühjahr 1796, als Bonaparte zu Nizza den Oberbefehl über die gegen Italien bestimmte Armee erhielt. Außer den eigenen Depeschen des Ober-Generals finden wir in derselben viele Instructionen des Direktoriums und viele Rapporte der subalternen Befehlshaber. Anfänglich fehlt man einige Zweifel in die Echtheit dieser Urkunden-Sammlung; allein es lebten im Jahre 1819 noch sehr viele von den Offizieren, die während des denkwürdigen Italienischen Feldzugs unter Bonaparte gedient hatten, und doch wurde keine Zeile der Korrespondenz für untergeschoben oder verfälscht erklärt. Es sprechen aber auch starke innere Gründe für die Authentizität dieser Urkunden. Alle nachmals so berühmte gewordenen Personen, die in denselben figuriren, verleugnen ihren individuellen Charakter vom Anfang bis zum Ende nicht ein einziges Mal. Sie klagen oft und bitterlich Einer über den Andern; aber in keinem dieser Berichte finden wir auch nur einen indirekten Vorwurf, der dem Ober-General gälte, oder einen Versuch, gegen seine Autorität anzukämpfen. Es scheint, als hätte sich's von selbst verstanden, daß Bonaparte frei von Schuld sey, selbst dann, wenn die fürchterlichste Noth aller Zucht und Subordination ein Ende zu machen drohte.

Dem allgemeinen Plan zufolge, welchen das Direktorium dem Ober-General vorzeichnete, sollte er zunächst Sardinien angreifen, die Truppen des Königs auf Turin zurückwerfen und ihn selbst halb mit Gewalt und halb mit List zu einem Waffenstillstand oder vielmehr zur Unterwerfung bewegen. Die Republik Genua sollte Bonaparte einstweilen ruhig lassen, bis er Nord-Italien von den Oesterreichern befreit haben würde. Er war ferner angewiesen, den Papst und die Neapolitaner mit allerlei Drohungen im Zaum zu halten, damit sie nicht, falls das Französische Heer eine Niederlage erlitt, die Gelegenheit benutzten, ihm in den Rücken zu fallen.

Nachdem man den Plan des Feldzugs entworfen hatte, kam die Subsistenz der Armee, welche schlecht bekleidet, ohne Sold und ohne Lebensmittel war, zur Sprache. Wie sollte dieser Noth abgeholfen werden? Einer von Bonaparte's ersten Briefen lehrt uns das Mittel kennen:

„Dneglia, den 4. April 1796.

„Der Ober-General befiehlt eine Contribution von 400 Säcken Mehl u. s. w. Er beauftragt den General Casalta, besagte Contribution zu erheben. Der Ober-General befiehlt ferner, daß diejenigen Oberen, die nicht binnen 24 Stunden dem obigen Befehle gehorcht haben, für jeden Sack Mehl, den sie nicht geliefert, 100 Franken als Geldbuße entrichten sollen.“

Aber Säcke voll Mehl waren nicht das einzige Bedürfnis der Französischen Armee: es fehlte auch an Geld. Ein ganz einfaches Mittel, dieses aufzuheben, lernen wir aus einer Depesche Napoleon's an das Direktorium kennen, die beinahe von gleichem Datum ist.

„Ich habe in Dneglia Kunst-Gegenstände aus Marmor vorgefun-

den, die einigen Geldwerth haben. Diese sollen auf meinen Befehl taxirt und versteigert werden; so können wir zu einer Summe von dreißig bis vierzigtausend Livres gelangen.“

Diese Auktion betraf also Privat-Eigenthum und außerdem Kunstwerke, einen Artikel, den jeder civilisirte Sieger bis dahin respektirt hatte. Es war sehr natürlich, daß ein von Strapazen und Entbehrungen fast aufgeriebenes Heer solchen Beispielen, die seine eigenen Vorurtheile ihm gaben, nicht widerstehen konnte; und wir lesen die bittersten und ergreifendsten Klagen darüber von Seiten solcher Französischer Generale, in deren republikanischem Schwindel nicht alles Gefühl von Recht und Unrecht untergegangen war. Labarpe schreibt einmal aus Piemont an Bonaparte: „Die Agenten, die Aufseher der Magazine u. s. w. machen ihre Requisitionen ganz ohne Fug und Rücksicht; der Bauer wird ruiniert, und der Soldat schmachtet im Elend; nur jene Schurken bereichern sich. Unter solchen Umständen ist es unmöglich, den Soldaten im Zaum zu halten. Wenn diese geschwätzigen Requisitionen fortbauern sollen, so thäte man besser, sämtliche Einwohner niederzuschießen und alsdann die Verwüstung vollständig zu machen; denn am Ende sterben sie doch vor Hunger.“ Ein anderer Offizier, Chambarac, schreibt aus derselben Gegend: „Es giebt keine Ersehe mehr, die unsere Soldaten nicht begingen, und Alles, was ich dagegen thun kann, ist fruchtlos. Ich bitte Sie daher, meine Entlassung anzunehmen; denn ich kann nicht ferner bei einem Heere dienen, das keine Art von Subordination kennt und jeden Augenblick seine Chefs und Offiziere bedroht.“

Bonaparte sah recht gut ein, daß ohne Manneszucht kein Erfolg zu hoffen sey; er erließ daher aus seinem Hauptquartier strenge Befehle gegen Meuterer und Narodour's. Seine Vorstellungen schienen auch die Herren im Direktorium, wo sein Freund Carnot damals die militairischen Angelegenheiten leitete, davon überzeugt zu haben, daß es aufs Neueste gekommen sey. Carnot that dem General Bonaparte bei den strengen Maßregeln, die er zur Wiederherstellung der Disziplin ergriff, allen möglichen Vorschub. In Folge dieser Maßregeln wurden während der ersten drei Monate des Feldzugs von 1796 mehr Executionen an Französischen Soldaten vollstreckt, als während des ganzen Feldzugs auf der Pyrenäischen Halbinsel an Britischen Soldaten. Aber Strafen allein würden das Uebel nicht ausgerottet haben; man wählte deshalb militairische Beamte zu Commissairen, damit die Furcht vor dem Kriegsgerichte auch hier das Uebel thue. Jene Maßregeln waren aber um so schwerer ins Werk zu setzen, als das gewissenlose System der officiellen Plünderung Italiens dem Soldaten ein gar böses Beispiel vorhielt. So erfahren wir aus einem eigehändigen Briefe Bonaparte's, daß er bei Gelegenheit der Plünderung der Ställe des Großherzogs von Toskana fünf schöne Pferde auswählte und als Geschenk an Carnot schickte. Nur die Hoffnung auf Raub und Beute, der Geist solcher Führer, wie Massena und Augereau, und das steigende Vertrauen auf den Ober-General, der im Angesicht dieser Verwirrung und dieses Elends mit fast ununterbrochenem Erfolge die Oesterreicher zurückwarf und Beaulien's Pläne schon in ihrem Entstehen vereitelte, konnten ein so unentkammtes und desparates Gesindel, wie die Italienische Armee, zusammenhalten. Montevotte, Milsimo und eine Menge anderer mit Bligeschnelle auf einander folgender Triumphe erzeugten bei dieser rohen Soldateska einen tollkühnen Unternehmungs-Geist und eine unerschütterliche Ruhmbegehrde; Bonaparte wurde allmählich ihr Abgott und konnte bald von seinem gewaltigen Einfluß Vortheil ziehen, indem er ein System militairischer Disziplin begründete, das auch den unglücklichen Landbewohnern Schutz und Sicherheit gab.

Als dieser große Zweck endlich erreicht war, konnten die öffentlichen und officiellen Verraubungen systematischer vor sich gehen. Die Armee erhielt Bekleidung und Beföstigung; der rückständige Sold wurde ausbezahlt, und immer noch blieb zu bedeutenden Sendungen nach Paris und an die Rhein-Armee Geld genug übrig. In einem seiner Briefe bemerkt Bonaparte dem Direktorium, daß sechs Monate aktiven Krieges der Republik nur 450,000 Franken gekostet haben. Es ist wirklich spaßhaft, im Verlaufe dieser Korrespondenz zu lesen, wie einige Französische Generale bitten, daß man doch Männer von wissenschaftlicher Bildung ins Hauptquartier schicken möge, damit sie (die Generale) erfahren könnten, was für Kunst-Gegenstände wirklich geraubt zu werden verdienten. So schreibt General Erboni am 17. Mai 1797 von Parma aus an Bonaparte: „Das berühmte Gemälde Correggio's, der heilige Hieronymus, wird mit den vier besten Gemälden, die man außerdem in hiesiger Stadt vorgefunden, eingepackt und morgen früh nach Tortona geschickt werden. In Bezug auf die übrigen Bilder halte ich es für nothwendig, daß Sie, wenn Sie eine gute Wahl



treffen wollen, einen Kunstkenner hierher schicken; denn ich selbst verstehe mich nicht auf Malerei."

Während die Französische Republik mit Genua, als mit einer unabhängigen Bundesgenossin, unterhandelte, reizte sie die Bürger dieses Staats, so lange das Glück den Französischen Waffen hold war, durch zahlreiche Agenten zum Aufbruch; so oft aber ein unangenehmer Wechsel eintrat, schrieben die Herren vom Direktorium an den Ober-General, er möge nicht vergessen, daß die Vorbereitung der republikanischen Ideen nur ein Vorwand sey, und daß man nicht politisch recht daran thäte, den Unterthanen der Italienischen Staaten einen Freiheits-Schwindel einzujubeln, der es ihren Fürsten unmöglich machen dürfte, sie im Gehorsam zu halten, falls es notwendig würde, diese kleinen Staaten der Oesterreichischen Krone zu opfern. „Die Politik und unser Interesse, wenn wir es verständlich ins Auge fassen, schreiben uns vor, die Begeisterung der Mailändischen Bürger sogar in Schranken zu halten.“ Dies sind Lepeaux's eigene Worte.

Von den Civil-Beamten, die im Geiste des angebotenen Systemes rüßig arbeiteten, bewies Keiner mehr Gewandtheit und Verschlagenheit, als Cacault, der Gesandte des Direktoriums zu Rom. Dieser Mann war mehrere Jahre vor Ausbruch der Revolution der Französischen Gesandtschaft in Neapel attachirt worden; er huldigte dem republikanischen Prinzip von ganzem Herzen, und seine diplomatische Erfahrung wurde von dem Direktorium nach Verdienst gewürdigt. Am 31. Juli schrieb er aus Rom an Bonaparte, er habe von Seiner Heiligkeit, als Honorary für die Allianz, deren Frankreich den Papst würdigte, zehn Millionen Franken bekommen, und setzte hinzu: „Nous commencerons demain à travailler avec les savans et les artistes pour régler les objets à demander dans ce genre.“ Und gewiß betrieb man diese neue Art von gelehrten Untersuchungen mit erstaunlichem Eifer, denn Rom war binnen wenigen Wochen seiner schätzbarsten beweglichen Kunstwerke beraubt.

Während diese autorisirten Räubereien in bester Form vor sich gingen, wachten Bonaparte und seine Generale über das Betragen der Civil-Beamten, welche die Contributionen für das Heer eintrahen. Am 8. Oktober schreibt Bonaparte an das Direktorium: „Ich bin ganz von Spitzbuben umlagert; ich habe schon drei Kriegs-Commissaire, zwei Administratoren und mehrere andere Beamte vor das Kriegsgericht gestellt.“ Dennoch läßt er drei Tage später folgenden Befehl ergehen: „Die Lombardische Legion soll von den Mailändern besoldet, gekleidet und equipirt werden. Zur Bestreitung dieser Ausgaben wird man sie ermächtigen müssen, das Silbergeräth der Kirchen zu veräußern, dessen Werth ungefähr 100,000 Franken beträgt.“

Das Uebel griff jedoch so bedrohlich um sich, daß Bonaparte den ersten ruhigen Augenblick benutzte, um in Mailand eine Untersuchung gegen die Commissaire einzuleiten. Es ergab sich, daß einige dieser Schurken große Quantitäten Arznei verkauft hatten, während die Hospitäler mit Kranken angefüllt waren, und sogar Stroh-Matratzen entwendeten, obgleich der arme Verwundete keinen anderen Schutz gegen die Steinplatten oder den Estrich der Fußböden hatte. Seinen desfallsigen Bericht an das Direktorium (vom 12. Oktober) schließt Bonaparte mit folgenden Worten: „Sie rechnet ohne Zweifel darauf, daß Ihre Commissaire zwar stehlen, aber wenigstens ein Bißchen sich schämen würden — dem ist aber nicht so; sie stehlen auf eine so lächerliche und unverschämte Weise, daß ich, wenn ich nur einen Monat Zeit hätte, alle mit einander erschießen lassen würde. Täglich werden einige dieser Schurken vor das Kriegsgericht gestellt; allein man erkaufte das Urtheil der Richter — es ist hier ein großer Jahrmarkt, Alles ist käuflich.“ Hören wir nun, auf welche Weise Bonaparte selbst Untersuchungen anmahm und sein Gewissen darüber beruhigte. Er sagt in dem erwähnten Schreiben: „Thevenin ist ein Dieb — er affektirt einen empfindlichen Luxus — er hat mir einige sehr schöne Pferde offerirt, deren ich bedarf, und die ich angenommen habe; aber er will durchaus keine Bezahlung dafür. Lassen Sie ihn arrestitren und sechs Monate ins Gefängniß bringen.“

Zu den unbegreiflichen Schwierigkeiten anderer Art, mit denen Bonaparte kämpfen mußte, gehörte auch Mangel an Waffen; und es zeigt uns den Charakter des Französischen Soldaten, daß, als der General einen großen Vorrath Spanischer Gewehre in Livorno, unter dem Vorwande, sie zu leihen, in Beschlag nehmen ließ, die Soldaten erklärten, diese Gewehre seien zu schwer, und sich schlechterdings weigerten, sie zu tragen. Dennoch trosteten diese nämlichen Leute dem Hunger und der Mauth und verfolgten den Feind mit blutenden Füßen, bis sie vor Erschöpfung niederstürzten und an der Herstraße starben. Ihr Zustand wurde jedoch in dem Maße besser, als ihre Triumphe sich mehrten; und Bonaparte schreibt im Oktober 1796 aus Modena, daß er jetzt nicht bloß im Besitze des zum Unterhalt der Armee notwendigen Geldes sey, sondern einen Ueberschuß von 800,000 Franken nach Frankreich geschickt habe!!!

Es verdient auch bemerkt zu werden, daß man gleich von Anfang an, wie groß auch die Noth der Soldaten seyn mochte, keine Ausgaben scheute, um Spione zu unterhalten; nicht bloß der Ober-General, sondern jeder höhere Offizier scheint seine Spione gehabt zu haben, ob schon die dringende Lebensgefahr, der diese Clenden sich aussetzten, gewiß mit ungeheuren Summen bezahlt werden mußte.

Die Wichtigkeit einer wahrhaft starken Festung ist vielleicht durch Nichts evidentler gemacht worden, als durch den Einfluß, welchen General Wurmsers ruhmvolle Vertheidigung von Mantua auf den Krieg des Jahres 1796 hatte. Es spricht sehr für Napoleon, daß er bei dieser Gelegenheit einem schändlichen Befehle des Direktoriums keine Folge leistete. Er sollte nämlich Wurmsers, als einen Französischen Emigranten, mit dem Tode bedrohen, wenn er die Festung nicht augenblicklich übergäbe, und ihm Verzeihung angeloben, im Fall er zum Verräther würde. Wurmsers war allerdings in Frankreich geboren, aber von Deutscher Familie und schon lange in Oesterreich naturalisirt. Als er

endlich kapituliren mußte, bewies ihm Bonaparte einen Grad von Hochachtung, der dem Sieger und dem Besiegten gleich rühmlich war.

Zu den empörendsten Schändlichkeiten des Direktoriums gehörte unstreitig sein Verfahren gegen die Neapolitanische Kavallerie (2400 Mann), welche, kraft des Waffenstillstandes, der im Juni 1796 mit Neapel geschlossen wurde, von der Oesterreichischen Armee sich trennen und im Auge des Französischen Heeres Winter-Quartiere beziehen sollte. Das Direktorium betrachtete diesen Waffenstillstand gleich von Anfang an nur als einen diplomatischen Kniff, aus dem man jeden erdenklichen Vortheil ziehen müsse, und die Herren nahmen es Bonaparte übel, daß er nicht die Pferde und die Equipirung der Mannschaft auf irgend eine Weise sich anzueignen versucht hatte, da der Waffenstillstand, ihrer Logik zufolge, nur auf die Personen und nicht auf ihre Sachen sich erstreckte. Ob der Ober-General aus Grundsätzen edler gehandelt, als das Direktorium von ihm erwartete, ist eine große Frage; denn bald darauf schreibt er in Betreff der schweren Contribution, die den Venezianern aufgelegt werden soll, an das Direktorium: „Peut-être jugerez vous à propos de chercher une petite querelle avec le ministre de Venise à Paris, pour que après la prise de Mantoue, et que j'aurai chassé les Autrichiens de la Brenta, je puisse trouver plus de facilité pour la demande que vous avez intention que je leur fasse de quelques millions!“

Wir glauben, aus dieser merkwürdigen Urkunden-Sammlung gerade so viel mitgetheilt zu haben, als hinreicht, um den schneidenden Kontrast zu zeigen, der zwischen Wellington's und Napoleon's Prinzipien obwaltete. Die Handlungsweise des Letzteren war einigermaßen damit zu entschuldigen, daß sein Gouvernement ihm unmenschliche Instruktionen erteilte, und daß er sich von wachsamem Emissären umgeben sah, die ihn, wenn er einem edleren Impulse nachzugeben geneigt war, als Verräther an der Republik denunzirt haben würden.

In der ganzen Sammlung sehen wir uns vergebens nach einem so freundlichen und innig theilnehmenden Briefe um, wie sie in Wellington's Korrespondenz häufig vorkommen. Bonaparte überhebt sich des Geschäftes, die Freunde und Anverwandten gefallener oder verwundeter Offiziere zu trösten; doch nimmt er wenigstens ein paar Mal die Sache braver Offiziere in Schutz und verlangt pecuniäre Unterstützung für die Familien solcher, die im Kampfe gefallen sind. Sein Brief an das Direktorium, worin er darauf anträgt, daß man der Familie des Adjutanten Muiron die Rechte und Besitztungen zurückstellen solle, deren sie wegen der Emigration einiger Glieder dieser Familie verlustig geworden war, macht ihm unstreitig Ehre; und ein Kondolenz-Brief Bonaparte's an den General Clarke, nachmaligen Herzog von Feltre, als dieser seinen Neffen verloren hatte, offenbart sogar einen gewissen Grad von Gemüth und Gutherzigkeit.

Der Stil dieser Korrespondenz unterscheidet sich gar sehr von dem ziemlich bombastischen Stile der Bülletins aus den Zeiten der Kaisertherrschaft. Er ist sehr gedrungen, klar, scharf und bestimmt. Napoleon's damalige Schreibart scheint den Unter-Befehlshabern als Muster gedient zu haben, denn die Berichte seiner vornehmsten Generale verdienen gleiches Lob; ihre kräftige Kürze und Klarheit bat ohne Zweifel viel dazu beigetragen, daß während der verwickelten Operationen des Krieges im Gebirge die verschiedenen Abtheilungen der Armee, obschon öfter durch bedeutende Räume getrennt, in so wunderbarem Einflang wirken konnten.

Ein Britischer Offizier.

## England.

### Ludwig's XII. letzte Gemahlin\*).

Nachdem König Heinrich (1514) in seine Staaten zurückgekehrt war, hatte er Rüstungen angeordnet, um den Feldzug in Frankreich, so schnell es die Jahreszeit nur gestatten möchte, wieder zu eröffnen. In dessen wendeten König Ludwig's XII. geschickte Unterhandlungen den Krieg für das Mal ab. Obgleich dieser kluge Monarch von allen Seiten einen solchen Knoten von Verwickelungen sich zusammenschürzen sah, daß man für ihn selbst keine Möglichkeit des Herauskommens mehr absehen konnte, hatte er dennoch hier ein über alle Erwartung glänzendes Gelingen. Durch Verwerfung des Pisanischen und Annahme des Lateranischen Konzils gewann er die Freundschaft Papst Leo's X.; er verlobte Ferdinand den Katholischen, indem er ihm Navarra abtrat, er gewann den Kaiser Maximilian, indem er dessen Enkel Karl (dem nachmaligen Kaiser Karl V.) seine Tochter Renée zur Braut versprach; endlich besiegte er selbst die Animosität König Heinrich's VIII., indem er ihm auf eine listige Weise die Untreue seiner Bundesgenossen aufdeckte und einen Bund ehelicher Vereinigung zwischen den Häufern Frankreich und England vorschlug. König Ludwig war ein dreißigjähriger Wittwer, Heinrich's Schwester, die schöne Prinzessin Marie, war sechzehn Jahre alt; noch dazu hatte sich ihre erste Liebe dem Grafen Brandon, Viscount Lisle, einem der schönsten und gebildetsten Edlen an ihres Bruders Hofe, zugewendet; — aber als Ludwig jetzt ihre Hand suchte, da mußte die Liebe dem Ehrgeize weichen. Es ward ein Vergleich zwischen den beiden Kronen abgeschlossen, dem die Heirath des Französischen Königs mit der Englischen Prinzessin als Basis diente.

Am 9. Oktober (1514) zog sie mit den Damen ihres Gefolges, unter deren Zahl sich auch Anna Boleyn, damals ein junges Mädchen, befand, in Abbeville ein; — die Hochzeit wurde nachmals mit außerordentlichem Glanze, mit dem strahlendsten Schaugepränge gefeiert.

... Diese Heirath einer der schönsten Frauen ihrer Zeit gehörte zu denjenigen Ehebündnissen, mit welchen Jugend und Glück an dem kalten Altare der Politik hingeeopfert werden. Wie sehr auch Titel und Rang einer Königin von Frankreich der Vermählten schmeicheln mochten, der Kontrast zwischen ihrem vorigen Geliebten, dem Viscount Lisle,

\* Aus V. F. Lytler's History of Henry VIII. S. Nr. 144 des Magazins.



wie er in den festlichen Turnieren glänzte und von jedem Ritter den Preis gewann, einerseits — und zwischen ihrem betagten Ehegemahl, wie er nur aus der Sänfte heraus, an welche ihn seine körperliche Schwächlichkeit fesselte, die Spiele mit ansehen konnte, andererseits — zehrten an ihrem Herzen. Und auch damit war das Maß ihres trübseligen Schicksals noch nicht erschöpft. Denn an dem Morgen nach der Hochzeit wurde Lady Guilford, ihre Gouvernante, an welcher sie mit unbeschreiblicher Liebe hing, mit dem Gefolge der Englischen Damen entlassen und zur Rückkehr in die Heimath beordert. — Bei dieser für sie so traurigen Gelegenheit richtete die unglückliche Prinzessin, die sich ihrer Freunde beraubt und allein unter Fremdlingen zurückgeblieben sah, die folgenden Zeilen an den König, ihren Bruder:

„Mein guter Bruder!

„Ich empfehle mich mit tiefster Herzlichkeit Eurer Gnade. Es hat mich sehr Wunder genommen, seit unserer Abreise nichts von Euch zu hören, so oft ich auch zu Euch senden und an Euch schreiben mochte. Jetzt bin ich wirklich allein zurückgelassen, denn gleich am Morgen nach unserer Hochzeit wurde mein Kammerherr mit allen männlichen Dienern fortgeschickt; ein Gleiches geschah mit meiner guten Mutter Guilford und allen meinen Hofrauen und Fräulein. Nur solche sind ausgenommen, die weder Erfahrung noch Kenntnisse haben, mich in Zeiten der Noth mit Einsicht und Rath zu unterstützen; und wie sehr zu befürchten steht, daß diese in kürzerer Frist kommen, als Eure brüderliche Huld bei meiner Abreise vermutete, kann meine Mutter Guilford besser schildern, als ich es zu schreiben vermag; ich bitte Euch, ihr Glauben zu schenken. Ich ersuche Euch demüthig, wenn es irgend möglich ist, zu veranlassen, daß meine Mutter Guilford hierher zurückkehre. Sonst vermag ich, wenn etwas Anderes als Gutes mir widerfährt, nicht zu wissen, wie oder wo ich guten Rath erfahre, weder zu Eurer Zufriedenheit, noch zu meinem Vortheile. Ich bin erstaunt, daß Mylord Norfolk so leicht Alles zugiebt, was sie hier verlangen, und halte mich versichert, wenn Ihr die Wahrheit jeder Angelegenheit, wie sie meine Mutter Guilford schildern kann, erfahret, Ihr Euch der Nachricht einer solchen Behandlung wenig versehen haben werdet. Wollte Gott, Mylord York wäre in Norfolk's Stelle gekommen, um vieles glücklicher und zufriedener würde ich zurückgeblieben seyn! Somit sage ich in den herzlichsten Gesinnungen Ew. Gnaden Lebewohl, indem ich Euch mehr Herzensehre wünsche, als ich deren jetzt habe.“

Beim Schreiben dieses wehmüthigen Briefes gedachte die Prinzessin ihres edlen und ritterlichen Brandon und besaßte in ihrer Seele die glücklichen Tage, welche sie in England verlebt hatte. Aber dieser Harm über ihr eigensinniges Schicksal sollte nicht lange dauern. Noch nicht volle drei Monate nach ihrer Hochzeit erlag ihr königlicher Gemahl dem Anfall einer Krankheit, welche einer so geschwächten Leibeskonstitution zu viel wurde. „Der König“, erzählt uns der unterhaltende Verfasser der Memoiren des Bayard, „hatte seiner Gemahlin zu Gefallen seine ganze Lebensweise geändert. Während er sonst um acht Uhr sein Mittagemahl hielt, mußte er jetzt um zwölf Uhr speisen; sechs Uhr war seine gewohnte Stunde zum Schlafengehen gewesen, jetzt saß er oft bis nach Mitternacht auf.“ Dieser Wechsel und diese Unregelmäßigkeit der Lebensweise, zumal bei einer so geschwächten Gesundheit, trug nicht wenig bei, den verliebten Fürsten bald unter die Erde zu bringen.

Sobald Heinrich von dem Ableben Ludwig's Botschaft erhielt, schickte er den ehemaligen Geliebten seiner Schwester, den Viscount Ziele ab, um die Prinzessin in ihr Vaterland zurückzuführen. Das Ende dieser Sendung läßt sich ohne Mühe voraussehen. Ihrer hohen Stellung herzlich müde und der alten Liebe getreu, welche die ritterlichen Eigenschaften Brandon's ihr eingebläst hatten, erklärte Marie, daß sie entweder ihrer ersten Liebe folgen oder in ein Kloster gehen wolle. Die Ehe ward heimlich in Paris geschlossen, und der König wurde, nachdem er mit ihr eine kurze Zeit deshalb gegrollt hatte, mit dem Ehepaar verführt. Brandon, der mit dem Könige aufgewachsen war, verstand sich trefflich auf die Launen desselben; er war vorsichtig genug, nie auf seine Verbindung mit dem königlichen Hause Ansprüche zu begründen. Keinerseits bezeichnet für seinen guten Geschmaack nicht minder als für seinen hellen Verstand ist das wohlbekannte Motto, welches auf dem Fächchen seiner Lanze eingestickt war, und welches auch unter einem Original-Gemälde von ihm und der Prinzessin angebracht ist:

Sein nicht verächtlich, goldnes Kleid,  
Hast du auch eins von Fries gestreit;  
Du Frieskleid, laß den Hochmuth seyn,  
Ist worden auch das Goldkleid dein.“

## Portugal.

Antonio Feliciano de Castilho.

Dieser im übrigen Europa noch wenig gekannte, aber in seinem Portugiesischen Vaterlande als ein Stern erster Größe geschätzte neuere Schriftsteller ward zu Lissabon den 26. Januar 1800 geboren. In seinem sechsten Jahre ungefähr bekam er die Masern, und trotz der zärtlichen Sorgfalt seines Vaters, welcher erster Professor der Medizin zu Coimbra war, wurde er nur erst nach einer langwierigen und äußerst gefährlichen Krankheit wieder hergestellt; die Hornhaut des rechten Auges jedoch blieb mit Narben bedeckt und daher dem Licht für immer undurchdringlich, die Sehkraft des linken Auges aber war minder zerstört, und nach einigen Jahren gelang es ihm, mit demselben die Farben und nahe Gegenstände von gewisser Größe zu erkennen; gleichwohl lernte er

\*) Cloth of gold do not despise  
Though thou be match'd with cloth of frize;  
Cloth of frize be not too bold  
Though thou be match'd with cloth of gold.

nie weder schreiben noch lesen und wurde daher von seinen Aeltern, die ihn früher zu den Wissenschaften bestimmt hatten, für unfähig gehalten, denselben in Zukunft obliegen zu können.

Trotz dem und ungeachtet der Hindernisse, die ihm seine Blindheit gewährte, trieb ihn doch die Liebe zum Wissen dazu an, Theil an den Studien seiner Brüder zu nehmen und dem Unterricht, den sie genossen, beizuwohnen. Sein Fleiß und seine Fassungskraft waren so ungemein groß, daß er seinen Brüdern auf dem Wege der Wissenschaft nicht nur folgte, sondern sie auch zur Bewunderung der Lehrer bei weitem übertraf. In seinem 15ten Jahre schon hatte er die vorbereitenden Studien der Grammatik, Rhetorik, Philosophie, Geometrie, der Lateinischen und Griechischen Sprache beendet, und es würde zu weit führen, wenn wir erzählen wollten, auf welche Weise er sich alle diese Kenntnisse erwarb, da man kaum begreift, wie ein Blinder besonders in der Geometrie auch nur die geringsten Fortschritte machen könne; jedoch fehlt es weder in neuerer noch in älterer Zeit an Beispielen dieser von mächtiger Liebe zu den Wissenschaften vollbrachten Wunder.“ Zu seinem Glück widmete sich einer seiner Brüder, Namens Augusto Federigo, der sich stets als sein treuester Freund erwies und sich nie von ihm getrennt hat, dem Studium der Literatur, und da dies auch das Lieblings-Studium Antonio's war, so erlangte er durch seinen Bruder Kenntnisse, die er sonst nicht hätte erwerben können. In seinem dreizehnten Jahre schrieb er Lateinische Verse, welche die Bewunderung der gebähten Kenner erweckten, und im Jahre 1816 dichtete er zum ersten Mal in seiner Muttersprache, indem er eine gefühlvolle und an dichterischen Schönheiten reiche Elegie auf den Tod der Königin Donna Maria verfaßte. Er studirte alsdann auf der Universität zu Coimbra die Rechte, beschäftigte sich nicht minder mit Naturgeschichte, Physik und Botanik und beendete seine Fakultäts-Studien im Jahre 1822. Da er diese aber mehr seinem Vater zu Liebe als aus eigener Lust getrieben, so ließ er während derselben auch keine Gelegenheit unbenutzt, seinen Lieblings-Beschäftigungen obzuliegen und sich neben den Lateinischen Autoren besonders mit den Italiänischen, Portugiesischen und Französischen Schriftstellern bekannt zu machen; daher erschienen bereits, als er noch Student war, seine ersten Versuche in der bukolischen Dichtung, die er vorzugweise liebte, nämlich die cartas de Eco e Narciso (Briefe der Eco und des Narciso), die, was in Portugal höchst selten ist, in wenig Jahren vier Auflagen erlebten, und die Primavera (der Frühling), welche in diesem Jahre neu aufgelegt wurde.

Sein Vater wünschte nun, daß er sich dem Advokatenstande widmen möchte, doch konnte sein für die Anschauung der freien Natur geschaffenes Gemüth an bürren Akten und an den Rabulistereien der Gerichtshöfe keinen Gefallen finden, und trotz mannigfacher Schwierigkeiten weichte er seine ganze Zeit der Pflege der Musen. Hierin begünstigte ihn besonders der Umstand, daß sein Bruder Augusto Federigo, der den geistlichen Stand gewählt hatte, in dem Bisthum Aveiro am Abhange der Sierra de Coramalho, in einer der schönsten Gegenden Portugals, eine Landpfarre erhielt und nun im Verein mit seinem Bruder, der so die poetischen Träume seiner Kindheit verwirklicht sah, seine Ruhe den Studien zuwandte.

In dieser Einsamkeit verlebten sie fern von der Welt viele Jahre, und dort verfaßte Antonio's Bruder unter anderen eine Uebersetzung von Lukan's Pharsalia, er selbst aber übertrug die Metamorphosen und die Amores des Doid, so wie einige Tragödien des Französischen Dichters Ducis; ferner schrieb er einige kleinere Gedichte, deren Stoff die Einsamkeit, in der sie lebten, bildete, und a Noite do Castello (die Schlafnacht), die zuerst in Lissabon und bald nachher in Paris gedruckt wurde; außerdem verfaßte er eine Persische Erzählung in Versen nach Art der Tausend und eine Nacht, so wie vieles Andere noch.

Trotz ihres zurückgezogenen Lebens und ihrer friedlichen Beschäftigungen wurden die beiden Brüder unter der Herrschaft Dom Miguel's vielfach verfolgt, und sie sahen sich daher gezwungen, um dieselbe Zeit nach Porto zu flüchten, als der Kaiser Dom Pedro in Lissabon zu landen beabsichtigte.

Jetzt leben sie in letztgenannter Stadt lediglich von ihren schriftstellerischen Arbeiten, da ein Amt, das einst König Johann VI. unserem Antonio zur Belohnung seines wissenschaftlichen Eifers gegeben, aufgehoben worden ist; und dennoch wäre er glücklich, hätte ihm nicht der Tod eine zärtliche, liebevolle Gattin geraubt, die seine ganze Seligkeit ausmachte. Die Geschichte ihrer Verbindung ist sehr originell und gleicht mehr einem Roman als einem Ereignisse des wirklichen Lebens. Donna Maria Isabel de Baena lebte seit ihrem 11ten Jahre in den Benediktiner-Kloster zu Bairão, vier Meilen von Porto. Sie war eine Verwandte des berühmten alten Dichters Antonio Ferreira und des neueren Dichters Nicolao Tolentino de Almeida, von denen, so wie von ihrem Vater, der den Wissenschaften gleichfalls sehr zugehan war, sie den Geschmaack an letzteren in einem sehr hohen Grade erbte. Sie hatte sich eine genaue Bekanntschaft mit den Portugiesischen Klassikern erworben und ohne fremde Hilfe eine vollständige Kenntniß der Französischen, Spanischen und Italiänischen Sprache erlangt. Als die „Primavera“ zum ersten Mal erschien, las sie das Gedicht mit solchem Entzücken, daß sie von dem Verfasser desselben eine höchst vortheilhafte Meinung bekam und ihm nach Coimbra, wo er sich damals aufhielt, folgende Worte schrieb:

\*) Reid führt in seinen Philosophical Essays an, daß der blindgeborene Doktor Saunderson die sphärische Projection und die wichtigsten Grundsätze der Perspektive vollkommen verstand. — Francisco de Salinas wurde zu Buragos um das Jahr 1513 geboren und starb zu Salamanca 1590. Er verlor vor seinem 10ten Jahre das Gesicht und erlangte gleichwohl ausgezeichnete Kenntnisse in der Mathematik, im Griechischen, Lateinischen und in der Musik. Er wurde Professor der Musik an der Universität zu Salamanca und vom Herzog von Alba und dem Paps Paul IV. besücht und begünstigt; der Letztere verlieh ihm eine Spanische Urkunde. Sein berühmtes in Lateinischer Sprache geschriebenes Werk de Musica erschien 1577 zu Salamanca und neu aufgelegt ebendasselbst 1592, zwei Jahre nach seinem Tode.



„Wenn sich eine Echo jetzt Dir zeigte,  
Machtest Du es wohl wie Dein Narciss?“ \*)

Sie schrieb darunter einen erdichteten Namen und gab an, wie er ihr die Antwort zukommen lassen sollte. Jene Worte enthielten nämlich eine Anspielung auf Castilho's Briefe der Echo und des Narciss, welche die Liebe der Nymphe, die das grausame Herz ihres Geliebten nicht zu bezwingen vermag, die Unannehmlichkeiten des Ehestandes und das Glück derer schildern, die frei von dem Joche desselben leben. Es war daher sehr natürlich, daß Donna Maria, ehe sie sich entdeckte, erst zu erfahren wünschte, ob der Dichter etwa seinem Helden gleiche. Die Antwort entsprach jedoch einer Erklärung, die der Eigenliebe des Dichters in so hohem Grade schmeichelte, und es begann hierauf ein regelmäßiger Briefwechsel, der bereits geraume Zeit fortgedauert hatte, ehe der blinde Dichter den Namen seiner unbekanntem Geliebten erfuhr. Als dies Geheimniß schwand, kannten sie sich bereits aus ihren Briefen vollkommen und wurden nun leicht inne, daß sie für einander geschaffen seyen. Mannigfache Hindernisse jedoch verzögerten von einer Zeit zur anderen ihre Vereinigung, bis im Jahre 1834 der Dichter ganz unerwartet in Vairão eintraf und bereits einige Tage darauf, mehr als je in seine romantische Gattin verliebt, mit ihr nach Lissabon zurückkehrte. Nicht lange jedoch währte das Glück Castilho's; denn nach zwei Jahren schon entriß ihm der Tod seine Gattin, die ihm das Licht seiner Augen ersetzt und die Debe seiner Blindheit freundlich belebt hatte; sie starb den 1. Februar 1837, und er hat versprochen, sein nächstes Erzeugniß ganz ihrem Andenken zu weihen.

Die Werke, die bis jetzt von ihm erschienen, sind folgende:

Briefe der Echo und des Narciss, der akademischen Jugend Coimbra's gewidmet, nebst verschiedenen auf denselben Gegenstand bezüglichen Dichtungen.

Der Frühling (A Primavera). Zweite sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe. Lissabon, 1837.

Portugiesischer Tribut für das Andenken des Befreiers. Lissabon, 1836.

Die Schlossnacht (A noite de Castello). Ein Gedicht. Nebst Amaliens Bekenntnissen, nach Delphine von Gay. Lissabon, 1836.

Worte eines Gläubigen (Palabras de un Crente). Aus dem Französischen des La Meunais übersetzt.

Liebe und Melancholie (Amor e melancolia), wovon jetzt eine neue Ausgabe vorbereitet wird.

Dazu kommen nun noch eine Menge anderer Erzeugnisse in Prosa und Versen, die in den Zeitschriften, besonders in dem Jornal da sociedade dos Amigos das letras erschienen sind und von großer Gelehrsamkeit und tiefem Wissen zeugen. (Rev. de Madrid.)

## C h i n a.

Auf dem Chinesischen Meere.

(Aus dem Schirstagedebe eines Engl. Capitains.)

Die finsternen und trüben Wogen des Chinesischen Meeres hatten noch nie ein schrecklicheres Ansehen, als am Morgen des 12. Januars 1836. Unser Schiff wurde von dem Dekane pfeilschnell vorwärts getrieben, und Wasserberge ohne Zahl rollten über das Verdeck. Die Wuth der Elemente legte sich nicht eher, als bis wir unter dem 11ten Breitengrad angekommen waren, und beinahe zu gleicher Zeit entdeckten wir gegen Westen das Wrack eines Schiffes. Der Capitain ließ die Segel etwas einziehen und befahl, auf das verunglückte Schiff loszusteuern; es war eine Chinesische Dschonke, deren Mannschaft lebendlich um Hilfe rief. Bei unserer Annäherung gaben sie Zeichen der aufgelaufensten Freude, die aber schon im nächsten Augenblick wieder der Verzweiflung Platz machte; denn der immer noch anhaltende Sturmwind trieb uns schnell an dem Wrack vorbei. Wir mußten unser Schiff umdrehen; und als dieses Manöver glücklich ausgeführt war, ließen wir aus einem unserer Böde ein Tau mit einem Vossel-Knoten (bowling-knot) gegen die Dschonke werfen. Mit Hilfe dieses Tanes wurden achtzehn Personen, Einer nach dem Anderen, aus der dringendsten Todesgefahr errettet und glücklich in das Boot gezogen, von wo sie denn eben so wohlbehalten auf unser Schiff gelangten.

Freude und Dankbarkeit der Geretteten waren gränzenlos. Sie warfen sich ihrer Länge nach auf das Verdeck und küßten bald die Hülfe der Mannschaft, bald die Planken des Schiffes. Sie gaben uns durch Gebarden zu verstehen, daß sie in acht Tagen keinen Tropfen Wasser getrunken hätten, und Einige boten ganze Wörfen voll Dolkas für einen Schluck Wasser. Unser Schiffs-Chirurg verordnete ihnen weislich nur kleine Quantitäten des erfrischenden Elementes; der Mannschaft aber wurde streng untersagt, von den Geretteten Geld anzunehmen.

Es waren Chinesen aus einer Nord-Provinz des Reiches, meistens junge Leute von schönem athletischen Wuchs und einnehmender Gesichtsbildung. Ihr Capitain, der ungefähr 35 Jahre zählen mochte, hatte kohl-schwarze Augen voll Geist und Feuer, denen ein dichtes, glänzend schwarzes Haar und eine prächtige turbanartige Kopfbedeckung noch mehr Relief gaben. Das ganze Aeußere dieses Mannes und mehrere seiner Gefährten überzeugten uns, daß vollkommene männliche Schönheit auch mit dem Gesichtstypus der Mongolischen Race vereinbar sey\*\*). Seine religiösen Skrupel erlaubten ihm nur den Genuß des

\*) Si se os presentase una Eco,  
Imitaries vos a vuestro Narciso!

\*\*). Unser Landmann Hüßler sagt von den Chinesen der Provinz Petchili, daß sie in ihrer Physiognomie viel mehr Europäisches haben, als die Bewohner des mittäglichen China. Besonders schön und anmuthig fand er in jenen Gegenden die Mädchen und Frauen.

Rindfleisches<sup>o</sup>); die übrigen Chinesen verzehrten unbedenklich Alles, was man ihnen vorsetzte. Leider konnten wir uns mit der ganzen Gesellschaft nur kümmerlich durch Pantomimen verständigen; jede Europäische Sprache war ihnen unbekannt.

Nach einer weiteren Fahrt von fünf Tagen ankerten wir vor Pulo Nor (unter 2° 40' N. B.). Hier fanden unsere Chinesen einen Landmann, oder wenigstens eine Person, die mit ihnen reden konnte. Wir trafen eine Uebereinkunft mit dem Radscha, kraft welcher die Schiffbrüchigen, wie es ihr eigener Wunsch war, nach Singapohr befördert werden sollten. Von dort aus konnten sie in ihre Heimath zurückkehren.

In Pulo Nor versorgten wir uns mit frischem Wasser-Vorräthen. Unsere schiffbrüchigen Chinesen duldeten es nicht, daß Einer von der Britischen Mannschaft das Wasser herbeitrage, sondern bereiteten sich, die Gefäße mit eigenen Händen zu füllen. Beim Abschiede fielen sie sämmtlich auf die Knie und küßten Jedem von uns mit Inbrunst die Hülfe. So schieden wir von sieben Personen, die neun Tage lang auf einem elenden Wrack ohne Masten und Ruder sich herumgetrieben hatten und in dieser Zeit ohne Trinkwasser und beinahe ohne Speise gewesen waren. Einer der Geretteten, ein alter Mann, starb noch am Abend vor ihrer Abreise in Folge der ausgestandenen Strapazen; die Uebrigen sind hessentlich wohlbehalten in ihrer Heimath angelangt.

(Asiat. Journ.)

## M annigfaltiges.

— Geschichte Ludwig's XIV., von James. Herr G. P. R. James, der Verfasser der Geschichte des schwarzen Prinzen, deren wir früher ausführlich in diesen Blättern gedacht, hat jetzt auch eine Geschichte des vierzehnten Ludwig herausgegeben.\*\*) Bei den vielen Französischen Memoiren- und Geschichtswerken, die in der neueren Zeit gerade über die Regierung Ludwig's XIV. erschienen sind, kann wohl die Compilation eines neuen Buches, und zwar eines solchen, das ganz den Reiz eines Originalwerkes besitzt, eben nicht sehr schwierig seyn. In der Darstellung, die Herr James hier geliefert hat, sind, trotzdem daß sie nichts weniger als eine Uebersetzung ist, doch die Französischen Elemente, aus denen sie gebildet worden, kaum zu verkennen. Es giebt dieser Art auch manche neuere Deutsche Novellen und Reisebeschreibungen, deren Verfasser es sehr übel nehmen würden, wenn wir ihre Originalität in Zweifel zögen, die aber gleichwohl von Hugo, Dumas, Janin oder Sue nicht bloß die Farben, sondern oft ganze Figuren für ihre Gemälde sich geliehen haben. Doch er bleibt auch immer noch ein Verdienst, das hier und dort gesammelte geistige Material so geschickt zu verarbeiten, daß nur eben ein Kenner das Fremde, das nicht auf heimischem Boden Gewachsene, herauszufinden vermag. So wird auch das neue Buch des Herrn James in England mit großem Vergnügen gelesen. Man unterhält sich an den zahlreich eingestreuten Anekdoten und Hofgeschichten, deren es eigentlich mehr zum Besten giebt, als solche Schilderungen, die das politische Leben des damaligen Frankreich und seine Verhältnisse zu dem übrigen Europa in das rechte Licht stellen. Das „Leben und die Zeit Ludwig's XIV.“ nach der Englischen Bearbeitung gehört daher auch eigentlich mehr in die Kategorie der unterhaltenden, als der mehr beschreibenden und streng historischen Schriften.

— Romeo und Julia auf der Französischen Bühne. Eine freie Bearbeitung des Shakespeareschen Meisterwerkes, die selber bereits der bekannte Schriftsteller Fr. Soulié veranstaltet hatte, ist jetzt von neuem auf dem Theater des Odeon in Paris zur Aufführung gekommen. Herr Soulié hat es dem Französischen Geschmack noch immer nicht zugezogen, den Heros mit seiner ganzen überwältigenden Kraft schön finden zu können, und so hat er denn z. B. von den tausend-zwanzig Personen des Originals nicht weniger als siebenzig gestrichen und die übrig gebliebenen acht ganz nach dem üblichen Zuschnitt des Französischen Theaterzettels ausgestaffirt. Neben Romeo und Julia treten in dem Soulié'schen Stücke nur noch folgende Personen auf: der alte Capulet, Tybalt (der jedoch nicht, wie bei Shakespeare, ein Vetter, sondern der Bruder Julia's ist), Graf Paris (bei Soulié ein Spanischer Grande), der Härt Escalus von Verona, Vater Lorenzo (bei Soulié ein Staats-Secretair Talerni) und die Wärterin Julia's (bei Soulié natürlich ihre „Vertraute“). Von Shakespeare's Bürger- und Parteien-Krieg kann unter solchen Umständen nicht die Rede seyn, und es erscheint nur räthselhaft, wie eine so massenbaste Handlung fünf Akte hindurch von diesen acht Personen, die ewig kommen und wieder gehen müssen, getragen werden kann. Janin, ein Freund Soulié's, aber — was seinem Geschmack gewiß zur Ehre gereicht — ein noch viel größerer Freund des Britischen Dichter-Heros, weist in einem interessanten Feuilleton des Journal des Debats das Französische Publikum auf den Genuß hin, dessen es sich selber dadurch beraubt, daß es sich solche Dramen, wie Romeo und Julia, noch immer nach seinem Geschmack zufügen läßt. Nur der letzte Akt des Trauerspiels soll dem Französischen Bearbeiter, aber nur darum, weil er sich hier treuer an das ergreifende Original halten konnte, vollkommen gelungen seyn.

\*) Dieser Umstand bringt uns auf die Vermuthung, daß jener Capitain ein Chinesischer Muhammedaner war.

\*\*) The life and time of Louis the Fourteenth. 2 vols.

Mit dem heutigen Blatte endigt der Jahrgang 1837. Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß zum letzten Semester werden nachgeliefert.